Wir haben es, lieben Jünglinge und Mädchen, im vorigen Jahre versucht, euch mit einem merkwürdigen Thiere bekannt zu machen [...]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **An die zürcherische Jugend auf das Jahr ...**

Band (Jahr): **23 (1821)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-386756

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

An

die Zürcherische Jugend

auf das Jahr 1821.

Von der

Naturforschenden Gesellschaft.

XXIII. Stück. (v. Dr. Schinz

Wir haben es, lieben Jünglinge und Mädchen, im vorigen Jahre versucht, euch mit einem merkwürdigen Thiere bekannter zu machen, welches ehmals unsere Gebirge bewohnten; auch dieses Jahr wollen wir euch, mit einem ähnlichen Gegenstand unterhalten, und eure Aufmerksamkeit noch einmal auf ein friedsames und nützliches Thier zu richten suchen, welches unsere hohen und merkwürdigen Gebirge noch jetzt bewohnt.

Jedem gebildeten Menschen ist es in unsern Zeiten nothwendig, mit allen denjenigen Gegenständen sich bekannt zu machen, welche ihn umgeben. Der Schweizer besonders, soll es sich von früher Jugend an, angelegen seyn lassen, alle Produkte seines schönen, glücklichen und seiner Naturmerkwürdigkeiten wegen, von so vielen Fremden besuchten Vaterlandes, näher kennen zu lernen; denn es ist für einen Menschen von Gefühl und Vaterlandsliebe kränkend: wenn der Fremde sein Vaterland besser kennt, als er selbst, wenn der Bewohner von dem Belehrung empfangen soll, dem er solche sollte geben können. Jeder junger Schweizer, sollte sich daher eifrig bestreben, sein Vaterland, mit allen seinen Produkten kennen zu lernen. In wenig Ländern der Erde, finden sich so viele Schönheiten, so viele Wunder der Natur, so viele Verschiedenheiten in Sitten, Charakter und Lebensart der Bewohner, so mannigfaltige Erzeugnisse eines wärmern und eines kältern Himmelsstriches, auf einem so kleinen Flecke zusammengedrängt, wie in der Schweiz. Wenn ein Reisender die hohen Gebirge besteigt, so durchwandert er in wenigen Stunden die Gegenden, wo ewiger Schnee und Eis das ganze Jahr durch liegen bleibt, bis dahin, wo die Weinrebe ihre herrlichen Früchte uns beut, und wo der Granatenbaum und die Feige im Freyen gedeihen. Vorzüglich auffallend ist der Abstand, wenn man von der südlichen Seite der Alpen ins Wallis oder Italien herabsteigt, da fühlt man sich plötzlich aus dem Winter, der mitten im Sommer auf den Alpen herrscht, in ein anderes wärmeres

land versetzt. Erst wandert man über Schnee und Eis, und ringsum ist die Natur öde und erstorben, kahle Felsen und Trümmer die von den Höhen herabgestürzt sind, zeigen sich allein unsern Blicken, kaum sieht man auf von Schnee entblößten Stellen, den Schneefinken nach Insekten haschen, oder ein schüchternes Schneehuhn vor sich fliehen, die Pflanzen und Thierwelt scheint erstorben zu seyn. Sobald aber der Schnee weggeschmolzen ist, so keimen schöne Blumen hervor, und vorzüglich ziert die blaue Soldanelle mit ihren gefranzten Glöckchen den Boden, und die stiellose Silene bekränzt mit ihren rothen Blumen die umherliegenden Steine. Man verläßt die Schneeregion, und allmählig bedeckt sich der Boden mit saftigem Grün; herrlich duftende Kräuter bieten dem Vieh zwar dürftige, aber treffliche Nahrung, von welcher die Alpenmilch ihre Fettigkeit und Wohlgeschmack erhält, von höhern Gesträuchen aber bemerkt man noch nichts, einige Weidenarten kriechen am Boden, und bedecken die Felsenrisse; dann kommt die Alpenrose mit ihren schönen rothen Blumen, immer höher und höher werden die Pflanzen, je tiefer man kommt. Zwergbirken und kriechende Zwergtannen zeigen zuerst kräftigern Holzwuchs, dann kommt die Arve, eine Tannenart deren Saamen aus Nüschen besteht, welche man geniest, und endlich Wälder von hohen, schönen und dicken Tannen, dann folgen Eichen, Buchen, Ahornen und sogar Kastanienwälder, Getreidefelder, Weinreben, Nußbäumen, Pfirschen- und andere Bäume des wärmeren Bodens, dieses alles im Umfange von fünf bis sechs Stunden. So kann man in einem halben Tage die Pflanzen sammeln, welche in den kalten Gegenden von Lappland und Sibirien wachsen, und diejenigen, welche das warme Clima von Italien hervorbringt. Aber sollte man denken, wozu nutzen jene schrecklichen Gebirge, jene steilen beschneiten Felsen, jene stundenlange Gletscher, auf denen ja nichts wächst, wäre es nicht besser sie wären nicht da? Dann könnte man an ihre Stelle Felder und Gärten anlegen, und viele Menschen könnten da Nahrung genug pflanzen, wo jetzt kaum das Vieh im Sommer spärliche Nahrung findet, und im Winter verhungern müßte, man müßte dann nicht immer jammern, es gebe mehr Leute, als das Land ernähren kann. So denkt zuweilen ein unbedachtsamer Mensch, und beklagt sich über die weisen Einrichtungen der Natur. Jene hohen Gebirge mit ihrem ewigen Schnee und Eise sind die Wasserbehälter, von welchen her unsere Flüsse alle entstehen, und Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit über das Land bringen, die, nach dem sie unser Vaterland verlassen haben, als schiffbare Ströme weithin dem Meere zufließen, und Fruchtbarkeit und Thätigkeit weit umher verbreiten. Nicht umsonst also sind jene stundenlangen Gletscher und Eismassen, und die fürchterlich hohen Hörner der Gebirge sind eben so viele Anziehungspunkte für die Wolken, die sich dort versammeln und in Regen und Schnee entleeren, so daß jene Wasserbehälter nie versiegen werden: Daher sehen wir, daß Länder, welche keine Gebirge haben, oft an nöthigen Regen großen Mangel leiden, und unfruchtbar sind.

Aber nur die unersteiglichsten Theile der höchsten Gebirge sind mit ewigen Schnee und Eise bedeckt, jenes sparsame, aber köstliche Gras, dient im Sommer den zahlreichen Heerden unserer schönen Kühe und Ziegen zum Futter, welche uns und andern Ländern soviel Käse und Butter liefern, und da, wo diese Thiere der Steilheit wegen nicht mehr hinkommen können, da klettert der verwegene und kühne Alpenbewohner hin, und sammelt das Gras für den Winter. Solche Leute nennt man Wildheuer, weil sie nur da das Heu nehmen, wo das zahme Vieh nicht mehr hinkommen kann. Diese Arbeit ist mühsam und gefährlich, und mancher schon hat dabey seinen Tod gefunden, indem er von dem gähen Abhange in die Tiefe stürzte, oder er wurde, wenn er auch nicht den Tod fand, für sein ganzes Leben elend. Aber noch bleiben viele Stellen übrig, welche auch der beste Kletterer nicht erklimmen kann, oder wo die Kürze des Grases die Mühe des Abhauens nicht lohnt, da hat die Natur andere Geschöpfe angewiesen, hier ihre Nahrung zu suchen. Das Murmelthier und der Steinbock von denen wir früher schon euch erzählten, finden da noch genug ihren Hunger zu stillen. Dann aber ist noch ein zahlreiches Geschlecht von Thieren bestimmt, das Gras, was Steppen, oder sandige Wüsten, oder unersteigbare Klippen etwa noch hervorbringen, zu genießen. Es ist die zahlreiche Gattung der Antelopen, zu welcher unsere Gemse gehört, welcher die Natur diese Bestimmung gegeben hat. Zahlreiche Heerden von verschiedener Größe, Gestalt und mannigfaltiger Form der Hörner, irren flüchtig am Rande der afrikanischen Wüsten, und leben dort von dem wenigen Grünen, was die Natur aus dem brennenden Sande noch hervorzubringen vermag. Einige sind groß, muthig und stark, fast von der Größe eines Pferdes, andere klein und schwach, viel kleiner, als unsere Schafe; alle aber leichtfüßig und schnell. Auch in den weiten Ebenen von Asien, besonders in denen von Nordasien, welche man Steppen nennt, finden sich Heerden von Antelopen, welche von den salzigen Grasarten, die hier wachsen sich nähren. Alle diese Thiere leben gesellig, und sind für die Bewohner dieser Gegenden wichtig, da ihr Fleisch eine treffliche Speise und ihre Häute schützende Kleidungsstücke liefern. Noch nie ist es den Menschen gelungen eine einzige Art dieser nützlichen Thiere zum Hausthier zu gewöhnen, alle besitzen eine Liebe zur Freyheit, welche es unmöglich macht sie so zu zähmen, wie es nöthig ist, wenn sie der Herrschaft des Menschen unterworfen seyn sollen. Zwar sind es friedliche Thiere, aber ihre angebohrne Schüchternheit macht sie unzähmbar, sie fliehen den Menschen, und ziehen sich allenthalben in die ödesten Gegenden zurück, und mit zunehmender Bevölkerung haben sich auch diese Thiere vermindert.

Wie alle wiederkauenden Thiere, haben die Antelopen oben keine Vorderzähne, unten hingegen acht, und die Stock- oder Mahlzähne sind wie bey allen grasfressenden Thieren mehr oder minder stark gereift. Alle haben Hörner, und zwar bey den meisten sind Männchen und Weibchen damit versehen, diese Hörner sitzen auf einem lan-

gen Knochenzapfen auf, welcher aus der Stirn vortritt, über diesen Zapfen geht eine hörnerne Scheide, oder die eigentlichen Hörner. Diese sind bald ganz gerade, spitzig und lang, bald gewunden, bald vor, bald seitwärts, bald rückwärts gekrümmt, größer oder kleiner, und fallen nie ab, am Kinn ist kein Bart wie bey den Ziegen.

Die Gemse zeichnet sich durch die aufrechtstehenden anfangs geraden, dann aber bogenförmig mit der Spitze nach hinten gebogenen Hörner aus. Sie sind hart, schwarz, und von fester Textur, glatt und an der Spitze scharf; beym Männchen größer und stärker, und weiter auseinander stehend, als beym Weibchen.

An Größe und Gestalt gleicht die Gemse etwas unserer Hausziege; besonders denjenigen Ziegen, welche den ganzen Sommer durch auf den Alpen sich aufhalten, und schöner und schlanker gebaut sind, als diejenigen, welche immer, wie bey uns in Ställen bleiben müssen, allein der Mangel des Bartes und die Gestalt der Hörner, auch ein kürzerer und gedrungener Körper, unterscheidet sie leicht von der Ziege.

Die Farbe der Gemse, ist nach der Jahrszeit verschieden. Im Frühling weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun, und im Winter nach dem Neujahr findet man oft ganz schwarze. An Kopf, Bauch und Füßen sind die Haare länger, am Rücken kürzer; überhaupt ist die Gemse als ein Thier, welches immer auf den höchsten Alpen lebt, stark behaart, die Haare sind rauch und oft zwey Zoll lang. Die Ursache der Farbenveränderung des Haares der Gemse, scheint in ihrer Nahrung zu liegen, wenigstens wechselt die Gemse mit ihrer Farbe nicht jedesmal ihre Haare. Die Nahrung scheint überhaupt auf die Farbe der Haare den grösten Einfluß zu haben, daher entsteht sehr wahrscheinlich die Verschiedenheit der Farben der Hausthiere.

Das Weibchen hat ein Eüter, wie die Ziege, doch nicht so groß. Die Stimme in Gefahr ist ein helles Pfeifen, zuweilen auch eine Art Meckern, besonders um die Jungen zu rufen. Die Gemse soll ein Alter von zwanzig bis dreißig Jahren erreichen. Das Gewicht eines alten Bocks, steigt oft auf 60, ja bis zu 100 Pfund. Es giebt zwey Varietäten der Gemsen, eine kleinere, die man das Graththier nennt, welche im Sommer nur auf den höchsten Alpen angetroffen wird, und im Winter nur in die obersten Wälder herabsteigt, und eine Größere, das sogenannte Waldthier, welches im Winter tiefer herabsteigt. Jenes ist stärker behaart, und hat dickere Füße. Allein es scheint denn doch, daß dieser Unterschied mehr zufällig sey, und beyde machen gewiß nur eine Art aus.

Die Gemse, lebt im Sommer auf den höchsten, steilsten, unwegsamsten Gebirgen, der schweizerischen, tyrolischen und savoischen Alpen, und ist fast allenthalben, wo sie nicht gar zu sehr verfolgt wurden, noch zahlreich anzutreffen. Als ein scheues und furchtsames Thier, sucht sie immer die unzugänglichsten Orte auf, wo sie sich vor den Nachstellungen der Menschen und Raubthiere an sichersten zu seyn glaubt.

Man findet sie da, an sehr jähen oder mit Felsen eingeschlossenen Grasplätzen, nahe an Gletschern und Schnee. Des Morgens, vor Anbruch des Tages, wagen sie sich wohl etwas tiefer herab, allein so wie der Tag kommt, steigen sie wieder auf die Höhen, in wilde schattige Thäler, ruhen daselbst den Tag über aus, wiederkauen und legen sich gerne auf oder neben den Schnee. Sobald aber der Abend einbricht, gehen sie wieder auf die Weide, und bringen die dunkeln Nächte unter hohlen Felsen oder Felstrümmern zu. Schon im Herbstmonat fängt auf den höhern Alpen die Natur zu ersterben an, und es fällt so viel Schnee, daß er die Gemsen nöthigt tiefer ihre Nahrung zu suchen, doch bleiben sie in dieser Jahrszeit noch immer über dem Holzwuchs: jemehr aber der Winter herannahet, desto tiefer gehen sie in die Wälder herab, wo sie in den härtesten Wintermonaten bleiben. Sie wählen immer die dichtesten zum Winteraufenthalte aus, wo ihnen ihr Naturtrieb sagt, daß sie vor den Schneelauwinen am sichersten seyn. Unter den sogenannten Wettertannen, oder solchen, welche mit ihren untersten Aesten allenthalben auf den Boden herabhangen, schlagen sie am liebsten ihre Ruheplätze auf. Immer ziehen sie die Wälder, an der Ost- und Südseite denen an der Nordseite vor, nur ein sehr hoher Schnee treibt sie näher den bewohnten Thälern zu, und sobald nur immer wieder neues Futter in den Höhen wächst, oder der tiefe Schnee weicht, steigen sie wieder aufwärts in die luftigen Höhen, welche immer ihr liebster Aufenthalt bleiben, die Natur gab ihnen nicht umsonst den dicht behaarten Pelz, damit ihnen die Kälte nicht schade.

Wie alle Antelopen, lebt auch die Gemse gesellschaftlich in Heerden von 20 bis 30 Stücken, da sie aber an den meisten Orten seltener geworden sind, so trift man sie jetzt meist in kleineren Gesellschaften von 7 bis 10 Stücken an, größere sind selten. Sie weiden mit einander, und warnen sich gegenseitig bey Gefahr.

Wenn die meisten Arten der Antelopen mehr für Ebenen und Wüsten geschaffen sind, und bergige Gegenden vermeiden, so ist hingegen die Gemse ganz für die gebirgigten und steilsten Gebirge gebildet. Sie läuft mit eben der Schnelligkeit und Sicherheit über die steilsten Klippen, wie ihre Gattungsverwandten in Afrika über die Sandebenen, und da, wo man glauben sollte, es wäre unmöglich, daß ein Thier von solcher Größe festen Fuß fassen könnte, eilt sie mit Windesschnelle und sicher dahin, wohin ihr kein Mensch folgen kann. Zuweilen jedoch versteigen sie sich so, daß sie weder vorwärts noch rückwärts mehr kommen und keinen festen Fuß fassen können, und so in den Abgrund stürzen müssen. Diese Schnelligkeit rettet sie oft aus den Gefahren, wobey aber noch Gesicht, Gehör und Geruch mithelfen, welche sie vor Gefahren warnen, und ihnen die Annäherung von Menschen und Thieren lange vorher anzeigen, ehe ihre Verfolger sie gewahr werden. Sie sind ein Sinnbild der Wachsamkeit, und stellen immer Schildwachen aus, welche an einem höhern Ort weiden, sich alle Augenblicke genau umsehen, und mit der Nase den Geruch auffangen, den der

Wind ihnen bringt, bey der geringsten Gefahr aber die übrigen ruhig weidenden, durch einen lauten Pfiff warnen, und dann den übrigen voran, auf die entgegengesetzte Seite fliehen. Im Wintermonat trennen sich die Gesellschaften für eine kurze Zeit, und man trift dann gewöhnlich einen Bock mit ein oder zwey Ziegen beysammen an, dann giebt es unter den Böcken oft heftige Kämpfe, wobey sogar oft eine Gemse auf dem Platz bleiben soll, der Schwächere flieht aber gewöhnlich und wird hart verfolgt. Die Böcke deren Hörner oben nach aussen von einander stehen, suchen bey diesem Kampfe von oben nach unten hauend den Gegner zu verwunden. Zu dieser Zeit sind die Gemsen am fettesten, muthig, wohlgenährt und voll Feuer.

Die Gemsziege trägt 20 Wochen, und wirft im Anfang May oder Ende Aprils meist nur ein, selten zwey Junge unter einem überhangenden Felsen, an einem trockenen verborgenen Ort. Schon am ersten Tage folgt das Junge der Mutter nach, sie säugt es sechs Monate, und ist sehr besorgt um dasselbe. Der Bock sorgt für seine Jungen nicht, die Mutter aber, sucht nun die entlegensten, steilsten und sichersten Weiden auf, um sicher zu seyn: sie lehrt das Junge über Abhänge und Felsen setzen, und macht ihm den Sprung vor, bis es nachsetzen kann, indem sie dann fast wie eine Ziege mäckert. Wird die Mutter erschoßen, so bleibt das Junge, wenn es noch klein ist bey der Mutter, und kann so gefangen werden, ist es etwas größer so läuft es davon, und soll dann oft von einer andern Gemse an Kindesstatt angenommen und gesäugt werden, welches um so eher möglich ist, als die Weibchen immer zusammenleben, bis die Jungen erwachsen sind: erst im dritten Jahre trennen sich die Böcke von den Ziegen.

Alte Böcke leben nicht selten ganz einsiedlerisch, und man trift sie nie bey der Heerde an.

Jung eingefangene Gemsen lassen sich leicht bis auf einen gewissen Grad zahm machen, sind aber nicht so munter, als die wilden, und obschon sie sich berühren lassen, sind sie doch immer schüchtern, und legen nie ihre angeborne Freyheitsliebe ab, sie lassen sich nicht auf die Weide treiben, und müssen immer eingeschlossen seyn, und Böcke, wenn sie auch noch so zahm schienen, werden doch im Alter stößig. Zum eigentlichen Hausthier kann man daher die Gemse so wenig, als eine andere Art von Antelopen machen. Doch sollen zahme Gemsböcke mit Ziegen sich sehr gut vertragen, und letztere, oft sogar Junge von ihnen bekommen. Dagegen sollen sie mit den Steinböcken, da, wo diese noch sich finden in beständiger Feindschaft leben, wenigstens soll der Steinbock die Gemsen immer fliehen, und nie mit ihnen beysammen bleiben.

Die Nahrung der Gemsen besteht also im Sommer aus den besten und kräftigsten Alpenpflanzen, welche auf den höchsten Orten, nahe am Schnee wachsen, im Herbst und Winter aber, leben sie von Laub und dürren Grase, und von den langen Bart-

flechten, welche von den Tannästen herabhängen, auch besuchen sie dann die einsamern Thäler, und kommen oft sogar nahe an die Häuser, besonders im Frühjahr, wenn hier unter dem geschmolzenen Schnee, junges Gras hervorkeimt, und im höhern Gebirgen noch alles vom Schnee begraben ist. Beym Streben jene Baumflechten zu erlangen, soll es sich bisweilen zutragen, daß sie mit den Hörnern an einem Ast hängen bleiben, und so elend verhungern müssen. Sie lieben, wie alle wiederkauenden Thiere, das Salz sehr, und besuchen die kalkigen Felsen, an denen sich Salz findet, wo sie sich oft so durstig lecken, daß sie zum ersten besten Wasser laufen, und saufen müssen. Schon Conrad Geßner, erzählt in seinem Thierbuche von dieser Gewohnheit der Gemsen. Man nennt diese Stellen Sulzen, und paßt dabey den Gemsen oft auf, wobey man aber die Erfahrung gemacht haben will, daß solche Gemsen immer magerer waren als andere.

So friedfertig die Gemse mit ihres Gleichen und mit andern Geschöpfen ist, so hat sie doch viele Feinde, unter denen der Luchs, der Bär und der Wolf die gefährlichsten sind, der Luchs ist aber zu langsam, und laurt, wie alle Katzenarten nur an verborgenen Orten auf die Gemse, und selten wird ihm eine zur Beute, ausgenommen im Winter, wenn die Gemsen in den Wäldern sich aufhalten; auch der Wolf ist auf den Alpen selten, und schadet ihnen daher wenig, und selbst den Bären mag es sehr selten gelingen, die flüchtige Gemse zu erhaschen: Allein in den Lüften hausen Feinde der Gemsen, gegen die ihnen ihre Schnelligkeit nicht hilft, der Lämmergeyer und der Adler: Unversehens stoßen diese Vögel auf die ruhig weidende Gemse, und stoßen sie mit mächtigem Flügelschlag in den Abgrund, wo sie ihre sichere Beute werden, die Jungen aber, trägt der Lämmergeyer durch die Lüfte davon. Eine andere Gefahr droht ihnen häufig durch die Schneelauwinen, welche im Winter und Frühjahr oft ganze Gesellschaften begraben, dagegen sind sie wenigen Krankheiten unterworfen, man kennt nur die Krätze und den Stein im Magen, wovon ihnen aber letzterer, der aus einem Ball von unverdaulichen Pflanzenfasern entsteht, welche mit einer lederartigen, harten, glänzenden, wohlriechenden Masse überzogen sind, nicht einmal etwas zu schaden scheint.

Der gefährlichste Feind dieser Thiere ist der Mensch, der unabläßig sich bemüht, auch von diesem Thiere Nutzen zu ziehen, und wirklich an vielen Orten schon die Zahl der Gemsen sehr vermindert hat. Wir haben euch im vorigen Jahr die Gefahren und Beschwerden der Steinbocksjagt geschildert, die Gemsenjagt ist nicht minder gefährlich als jene, und wenn ein Unterschied statt hat, so ist es der, daß, da die Gemse häufiger ist, als der Steinbock, auch die Jagt ergiebiger ist. Die Gemse ist schnellfüßiger als der schwere Steinbock, und hat eben so feine Sinne, sie steigt in eben so hohe Gebirge hinauf, läuft eben so leicht über steile Klippen, und setzt über Abgründe wie jener.

Der Gemsenjäger muß daher einen freyen Kopf, ein gutes Gesicht, und sichere Füße haben, er muß vom Schwindel nichts wissen, damit er über die steilsten Klippen, neben den schrecklichsten Abgründen, über die überhangensten Abhänge gehen könne. Er muß sich gewöhnen über Schneefelder und Gletscher zu gehen; er muß gut springen können, um über die Eisspalten wegsetzen zu können. Sein Körperbau muß stark seyn, er muß sich gewöhnen Sturm und Ungewitter, Hunger und Kälte zu ertragen; er muß eine gute Brust haben, um leicht Bergansteigen zu können, und zugleich muß er ein guter Schütze seyn.

Mitten in der Nacht verläßt der Gemsenjäger gewöhnlich seine Wohnung, oft geht er schon am Abend auf die Reise, und besteigt noch eine große Strecke des Berges, wo er in einer Alphütte einige Stunden ruhet. Seine Rüstung ist eine leichte Kleidung und stark genagelte Schuhe, woran er Fußeisen schnallen kann. Er ist mit einem langen, starken, unten mit Eisen beschlagenen Alpenstock, mit einer guten Flinte, mit Pulver und Kugeln, und meist auch mit einem kleinen Fernrohr versehen; in seiner Jagttasche hat er etwas Brod und Käse, und wohl auch etwas Wein oder Kirschenwasser in einem Fläschgen.

Noch ehe die Sonne aufgeht, durchspürt er die höhern Gebirgsregionen, mit seinem scharfen Auge, oder mit seinem Fernrohr, und geht immer gegen den Wind, damit die Gemsen von ihm keinen Geruch bekommen, er bedient sich als Windzeichen eines Haares, welches er in die Luft hält. Bemerkt er nun eine, oder einige Gemsen, so wartet er an einem gelegenen Ort ruhig, bis die Gemse sich von ihrem Weideplatz zurückzieht, und schießt das keine Gefahr ahndende Thier aus seinem Hinterhalte, sobald er die beyden Hörner desselben unterscheiden kann, welches sich indeß nach der Gegend richtet. Auch sucht er sich wohl auf dem Bauche kriechend durch Umwege den Gemsen zu nähern. Je größer die Gemsenheerde ist, desto eher ist der Jäger verrathen. Hat der Jäger ein Thier erlegt, so weidet er es aus, bindet ihm alle vier Füße zusammen, und hängt es mit den Füßen an seine Stirne, so daß der Körper hinten auf dem Rücken und auf dem Nacken des Jägers aufliegt, der Kopf aber wird mit den Hörnern an einen Fuß gehängt, hat der Jäger zwey Gemsen erlegt, so werden beyde so gelegt; die Flinte aber wird an die Füße der Gemse gehängt, und ruhet auf dem Körper der Gemse. So geht der Schwerbeladene, sich mit beyden Händen an seinem Stocke haltend, mit seinen beschwerlichen Fußeisen bedächtlich über die steilsten Klippen herab, seiner Heimath im Thale zu, wo er seine Beute freudig den Freunden und Nachbaren zeigt, und seine ausgestandenen Abentheuer erzählt.

Ist die Gemse nicht tödlich verwundet, so kann der Jäger gewöhnlich nachsehen, er bekommt sie nicht, denn das Leben dieses Thiers ist unbegreiflich zähe, während der Steinbock schon bey geringer Verwundung liegen bleibt. Ist sie nicht durch Kopf

oder Brust geschossen, so eilt sie gleich schnell mit den übrigen davon, selbst auf drey Beinen, und oft sogar heilt der zersplitterte Knochen wieder zusammen. Oft stürzt eine angeschossene Gemse über eine Felsenwand hinunter, und zerschmettert so, daß sie ganz unbrauchbar wird, wenn man sie auch noch bekommen kann.

Am allergefährlichsten wird die Gemsenjagd, wenn sich diese Thiere einzeln oder zerstreut, über glatte, flache und steile Felsenmassen hinaufflüchten, und der Jäger ihnen nachsteigen will, oft versteigt er sich so, daß er nicht mehr vor, noch rückwärts kann, und sich glücklich schätzen muß, wenn er nach stundenlangen Versuchen sich wieder gerettet sieht. Einige Jäger gehen in Gefahren auf den bloßen Fußsocken, welche sie mit Harz bestreichen, so gleiten sie sicher über die Felsen. Die Verfolgung der Gemsen über Schnee und Eis kann auch sehr gefährlich werden, doch bemühen sich die Jäger, die Gemsen auf die Gletscher zu treiben, und ihnen den Rückweg abzuschneiden, da dieselben sich fürchten über das glänzende Eis zu fliehen, und daher ereilt werden können.

Selten übernachtet der Gemsenjäger unter freyem Himmel, wenn er auch schon wochenlang im Gebirge umherirrt, so sucht er auf den Abend immer doch eine Alphütte oder einen Heubehälter auf, in denen er übernachten kann, und wenigstens einigen Schutz vor der Kälte oder dem Regen findet: Dennoch kann es sich zutragen, daß der Jäger erfriert, wenn plötzliche Kälte einfällt, und er sehr ermattet, weit von einer Hütte entfernt ist. Oft ist er in Gefahr von herabrollenden Steinen erschlagen zu werden, da diese so häufig von den verwitterten Felsen herabfallen, oder vom Sturme herabgeworfen werden, oder Schneelauwinen können ihn ergreifen und begraben, oder ein heftiger Sturmwind könnte ihn wohl von einem gefährlichen Ort herabschleudern. Besonders gefährlich ist es über Gletscherfelder zu gehen, worauf kürzlich Schnee gefallen, welches die Spalte verdeckt.

Diese Gefahren sind so groß, daß selten ein Gemsenjäger eines natürlichen Todes stirbt, sondern die Fälle häufig sind, wo solche eines jämmerlichen Todes sterben. Wie leicht kann ein Jäger schwer beladen, auf einem schlupfrigen Pfade ausglitschen, oder im Nebel, oder in der Nacht an einen Abgrund gerathen, stürzt er auch nicht gleich todt, sondern verletzt oder verrenkt sich nur ein Glied, so hat er keine Hülfe in solchen Einöden zu erwarten, die außer seines Gleichen um die Jahrszeit der Jagt kein menschlicher Fuß betritt. Die berühmtesten, kühnsten und verwegensten Gemsenjäger kamen am Ende doch durch einen Fall ums Leben, wenn sie auch mehrere Jahre glücklich sich durchgearbeitet hatten. Nur einige Beyspiele von vielen mögen euch von der Wahrheit des gesagten überzeugen.

David Zwikki, ein Glarner von Mollis gebürtig, betrieb von seiner frühen Jugend an die Gemsenjagd. Er scheute keine Witterung, keine Kälte, keinen Schnee, und keine Abgründe, übernachtete oft auf Felsen, im Schnee und Regen, und erdul-

dete den schrecklichsten Hunger. Keiner kannte die Orte besser, wo Gewild zu finden war, keiner schoß besser als er. Er wußte die Gemsen so auf die Klippen zu treiben, daß sie seine sichern Beute wurden. Hasen, Füchse, Murmelthiere, Dachse, Schneehühner schoß er neben bey, und erwarb sich ein Vermögen von 6000 Gulden, weil er fast nichts brauchte, und die ganze Woche im Gebirge war. Er allein, hat in seinem Leben 1300 Gemse geschossen. Bis in sein sieben und fünfzigstes Jahr, betrieb er diese Lebensart mit Glück, und war nie krank. Jeden Montag zog er frühe von Haus, mit Brot und Käse für seine Nahrung beladen, und kam oft erst Samstags wieder heim, um am Sonntag in die Kirche zu gehen, und seine Beute zu verkaufen. Im Herbst 1796 gieng er auch seiner Gewohnheit noch am Montag weg, kehrte aber nicht wieder. Man suchte ihn vergeblich an allen Orten, aber erst 36 Wochen nach seinem Verschwinden wurde sein Leichnam auf der Auern-Alp am Wiggisberg als Gerippe gefunden. Um den einen seiner Füße hatte er einen Schnupftuch gebunden, er ward in sitzender Stellung auf einem Stein angetroffen, wahrscheinlich hatte er sich den Fuß verrenkt, und konnte sich nicht weiter schleppen, sondern kam vor Kälte und Hunger um.

In demselben Jahr gieng ein anderer Glarner Jäger, Thomas Hefti von Bettschwanden mit zwey andern Jägern, auf die Gebirge des Tödi auf die Jagd. Muthig gieng Hefti voran über einen frisch beschneiten Gletscher, plötzlich fiel er in eine vom Schnee bedeckte Felsenspalte herunter, und wurde so ihren Augen, unter ängstlichem Hülferufen entrissen. Mit Hülfe von Menschen und Leitern kehrten seine Gefährten den folgenden Tag an den Unglücksort zurück, mit Lebensgefahr stieg ein wakrer Jüngling in den eiskalten Schlund, und war so glücklich den Leichnam zu finden, und aus dem 15 Fuß tiefen Gletscherwasser mit seinem Hacken herauszubringen, und ihn so seiner Gefährten zu übergeben, um den Leichnam wenigstens begraben zu können.

Auch in demselben Jahr 1797 stürzte ein dritter Glarner Gemsenjäger, Caspar Blumer von Glarus, von den Felsen des Glärnisch herunter, und zerfiel fürchterlich.

Wir könnten noch viele Beyspiele erzählen, wenn es der Raum dieser Blätter uns erlaubte, wo andere Jäger in Bünden, in Berner-Oberlande und an andern Orten so in Gletscherspälte stürzten, wovon einige wunderbarer Weise noch gerettet werden konnten.

Dieser Gefahren und Mühseligkeiten ungeachtet, wird die Gemsenjagt zur stärksten Leidenschaft; und mancher verwundete Jäger, eilt kaum geheilt sogleich wieder ins Gebirge, und läßt sich nicht warnen, wenn er auch den gewissen Tod voraus sieht. Es ist sonderbar, wie diese gefahrvolle Beschäftigung, und der Trieb aufs Hochgebirg zu gehen, so unwiderstehliche Leidenschaft werden können, daß sie weder Tag noch Nacht Ruhe haben, und gleichsam wider Willen fortgerissen werden,

obschon der Gewinn lange nicht den Gefahren entspricht. Ein alter Gemsenjäger trägt das Gepräge seiner Lebensart auf seiner Physognomie; ein wilder, trotziger Blick, etwas freches und grausames in demselben, und ein auffallend fester Gang, machen ihn kenntlich, wenn er auch seine Jagdkleidung nicht trägt. Wenn ihm kein außerordentlicher Unfall begegnet, so kann er dabey alt werden.

Eine ganze Gemse wird mit drey bis vier Thalern, je nach der Größe bezahlt. Die Haut giebt vortreffliches Leder, und wird sehr gesucht, das Fleisch ist ebenfalls, wenn die Thiere nicht zu alt sind vortrefflich, und wird in den Alpen sehr geschätzt.

Unsere Kupfertafel stellt das sogenannte Grathtbier im Christmonat dar. Das Waldthier hat dickere Füße, und ist überhaupt etwas plumper, und heller von Farbe.